Bezugs-Preis
in der Hauptexpedition oder den im Stadtbezirk und den Vororten errichteten Ausgabestellen abgeholt: vierteljährlich ℳ 4.50, bei zweimaliger täglicher Zustellung ins Haus ℳ 5.50. Durch die Post bezogen für Deutschland und Oesterreich: vierteljährlich ℳ 6.—. Directe tägliche Kreuzbandsendung ins Ausland: monatlich ℳ 7.50.

Die Morgen-Ausgabe erscheint um ½7 Uhr, die Abend-Ausgabe Wochentags um 5 Uhr.

Redaction und Expedition:
Johannesgasse 8.
Die Expedition ist Wochentags ununterbrochen geöffnet von früh 8 bis Abends 7 Uhr.

Filialen:
Otto Klemm's Sortim. (Alfred Hahn), Universitätsstraße 3 (Paulinum),
Louis Lösche, Katharinenstr. 14, part. und Königsplatz 7.

Abend-Ausgabe.

Leipziger Tageblatt und Anzeiger.

Amtsblatt des Königlichen Land- und Amtsgerichtes Leipzig, des Rathes und Polizei-Amtes der Stadt Leipzig.

Anzeigen-Preis
die 6gespaltene Petitzeile 20 Pfg.
Reclamen unter dem Redactionsstrich (4gespalten) 50 ₰, vor den Familiennachrichten (6gespalten) 40 ₰.
Größere Schriften laut unserem Preisverzeichniß. Tabellarischer und Ziffernsatz nach höherem Tarif.

Extra-Beilagen (gefalzt), nur mit der Morgen-Ausgabe, ohne Postbeförderung ℳ 60.—, mit Postbeförderung ℳ 70.—.

Annahmeschluß für Anzeigen:
Abend-Ausgabe: Vormittags 10 Uhr.
Morgen-Ausgabe: Nachmittags 4 Uhr.
Bei den Filialen und Annahmestellen je eine halbe Stunde früher.
Anzeigen sind stets an die Expedition zu richten.

Druck und Verlag von E. Polz in Leipzig

№ 453. **Sonnabend** den 5. September 1896. **90. Jahrgang.**

Politische Tagesschau.

* **Leipzig**, 5. September.

Unter der Ueberschrift „**Das Centrum und die Regierung**“ veröffentlichen die dem Fürsten Bismarck nahe stehenden „Hamb. Nachr.“ einen längeren Artikel, der sich zunächst mit der diesjährigen „Generalversammlung der Katholiken Deutschlands“ und ihren Beschlüssen beschäftigt, dann darauf hinweist, daß der Verlauf der Versammlung die hier und da gehegte Hoffnung auf einen Zerfall der Centrumspartei als trügerisch erscheinen läßt, und endlich die Frage aufwirft, wie lange das Centrum in seiner gegenwärtigen parlamentarischen Position sich zu behaupten im Stande sein wird. Diese Frage beantwortet der Verfasser folgendermaßen:

„Der Verlauf der Dortmunder Versammlung läßt keinen Zweifel darüber, daß das Centrum die Taktik der letzten Session fortzusetzen entschlossen ist. In der Presse der radicalen Linken macht sich beißender Hohn und bitterer Tadel bemerkbar über das reichliche Maß der Regierungsfreundlichkeit, über die „Verbeugungen nach Potsdam“, darin sich die Dortmunder Redner erschöpft hätten. Diese naiven Seelen sind wohl der Meinung, das Centrum habe früher mit ihnen zusammen in der Opposition gestanden um der Opposition bezw. um der einzelnen Sache willen, unter deren Namen die Opposition gemacht wurde! Nachgerade könnte doch jedes Kind wissen, daß für das Verhalten des Centrums diese oder jene Sache als Aushängeschild und maßgebend in letzter Instanz, direct oder indirect, lediglich das Herrschaftsinteresse der Kirche ist. Das Centrum hat Opposition gemacht, so lange dies Interesse das zu erfordern schien; jetzt glaubt es durch eine freundlichere Haltung gegen die Regierung der Kirche besser dienen zu können. Die Hoffnung der Demokraten, daß die auf diesem Wege nothwendigen Opfer die ultramontanen Wähler rebellisch machen würden, beruht wieder auf einer vollständigen Verkennung der Macht der kirchlichen Idee und der hinter derselben stehenden radicalen Hilfsmittel. Nun, die Wähler werden der Regierungsfreundlichkeit des Centrums kein Hinderniß in den Weg legen. Sie verstehen durchaus den Plan, von der Regierung als Erwiderung für werthvolle Dienste allmählich in kleinen Dosen, dafür aber um so sicherer zu erlangen, was man in der Opposition auf absehbare Zeit niemals erlangen würde. Man wird sich also nicht wundern, wenn das Centrum sich demnächst noch regierungsfreundlicher zeigt, als in der letzten Session. In einer überaus fatalen Lage befindet sich dem gegenüber die Regierung. Sie muß sich die Feindseligkeit des Centrums gefallen lassen, weil sie anders mit dem Reichstage dermalen nicht auskommen kann, und andererseits muß sie das Centrum mit seinen Hoffnungen hinhalten, ohne in ihm das Gefühl des Dupirtseins aufkommen zu lassen. Auf die Dauer wird eine solche Situation unhaltbar. Es bietet dann nur zwei Wege: entweder die Regierung begiebt sich wirklich auf die schiefe Ebene der Zugeständnisse, oder sie sucht sich eine andere Majorität, welche die Mitwirkung des Centrums unnöthig macht. Der erstere Weg ist, wenn man das auch in Dortmund wieder in dankenswerther Vollständigkeit und Ungemirtheit aufgezählte Register der ultramontanen Forderungen überblickt, für die Regierung des deutschen Reichs unseres Erachtens nicht gangbar. So wird also Alles darauf ankommen, die Zauberformel für die Schaffung einer neuen Majorität zu finden. Hier aber am allermeisten könnte man vom Centrum lernen. Was diese mächtige Partei zusammenhält, alle Gegensätze in ihr zum Schweigen bringt, ist, wie es ein Dortmunder Redner bezeichnete, das „katholische Ideal“. Eine feste, allzeit zuverlässige parlamentarische Stütze der Reichspolitik wird erst gewonnen werden, wenn die nichtultramontanen Elemente in genügender Anzahl wieder verstehen werden, die sie trennenden Gegensätze auch einem alleberrschenden Gedanken unterzuordnen: dem nationalen Ideal“.

Wir fürchten, der Herr Verfasser täusche sich über das, was die Regierung des deutschen Reiches für „gangbar“ hält. Wir hatten unlängst Gelegenheit, die Ansicht einer mit den in den maßgebenden Kreisen herrschenden Anschauungen vertrauten Persönlichkeit kennen zu lernen, und diese Ansicht ging dahin, man glaube in jenen Kreisen keine andere Zauberformel für die Schaffung einer neuen Majorität zu haben, als die Formel weitgehender Zugeständnisse an das Centrum. Nicht eher würden die nichtultramontanen Elemente, besonders die katholischen, es wieder verstehen lernen, die sie trennenden Gegensätze dem nationalen Ideal unterzuordnen, als bis sie den Druck ultramontaner Tyrannei gründlich verspürt hätten. Man könnte sich wahrhaftig nicht wundern, wenn die Männer, die jetzt die Geschicke des Reiches und seiner Glieder lenken, an der Fähigkeit der Gegner einer solchen Tyrannei, zur Abwehr derselben sich ohne Zwang zu vereinigen, verzweifelten und sich entschlossen hätten, das letzte Mittel zu versuchen, das beim deutschen Michel nöthig zu sein scheint, um ihn zum Bewußtsein seiner Kraft und zum Handeln zu zwingen.

Die **socialdemokratischen** Bäckergesellen von Berlin haben am Mittwoch Abend Gelegenheit genommen, die Reichstagsverhandlung vom 28. Januar und 22. und 23. April über die **Verhältnisse in den Bäckereien** bezw. über die Bäckereiverordnung vom 4. März weiterzuspinnen. Die äußere Veranlassung dazu wurde durch die Bäcker-Innung „Germania“ gegeben, welche die Versammlung einberufen hatte. Doch verlor der Einberufer und Leiter der Versammlung, Obermeister Bernard, vollkommen das Heft aus den Händen. Die Redebegierlichkeit der Gesellen, die das Wort allein führten und auch allein Recht haben wollten, machte sich in stürmischer Unruhe oder auch in ungeberdiger Heiterkeit geltend. Die Meister hätten vorbringen mögen, was sie wollten, — bei dieser Art von Bekennern der Freiheit und Gleichheit wäre doch jedes vom Standpunct des Meisters aus gesprochene Wort umsonst gewesen. Doch dies nur nebenbei. Gelegentlich muß neben auf solche Vorfälle wieder einmal hingewiesen werden, damit nicht aufs Neue die gute Meinung aufkommt, als lohne es sich, mit den Socialdemokraten zu discutiren. Was besondere Aufmerksamkeit verdient, ist die Art und Weise, wie die „Genossen“ mit der Rede Bebel's vom 28. Januar sich abfanden, soweit sie die Reinlichkeits-Verhältnisse im Bäckereibetriebe betraf. Wieweit Bebel damals übertrieben hat, bleibe dahingestellt. Jedenfalls erhoben nach ihm andere Redner, so namentlich der Abg. Siegle (nat.-lib.) am 22. April ebenfalls die Forderung, daß hier vom Standpunct der Nahrungsmittel-Hygieine aus durchgreifend bessere Aufsicht geführt werde. Man müsse die Krankencassen-Aerzte ermächtigen, jeden Arbeiter auszuschließen, der mit ansteckender Krankheit (Hautkrankheit u. s. w.) solchermaßen behaftet sei, daß durch das Hantiren mit der Backwaare der Ansteckungsstoff übertragen werden könnte. Die Statistik der Krankencassen, auf welche damals bei den Reichstagsverhandlungen mehrfach Bezug genommen wurde, gewährt einen nichts weniger als erbaulichen Einblick in diese Verhältnisse und rechtfertigt durchaus, daß hier Abhilfe verlangt wurde. Wen da die Schuld zumeist trifft, hat weder Bebel noch sonst ein Redner im Reichstag untersuchen wollen. Es genügte ihnen allen, das Bedürfniß des Einschreitens der Gesundheitspolizei erwiesen zu haben. Auch die Berliner Bäcker-Innung verfuhr dann folgerichtig. Zwar bestritt sie die Richtigkeit der Bebel'schen Behauptungen in dem Umfang, in dem sie aufgestellt worden waren, und beanstandete auch die Genauigkeit der Statistik der Krankencassen. Aber das Bedürfniß einer besseren Rücksicht auf die hygieinischen Anforderungen wurde an und für sich anerkannt. Die Innung beantragte deshalb bei der Polizei, daß diese vom 1. October ab eine regelmäßige gesundheitsbehördliche Untersuchung der in die Arbeit gehenden Gesellen einrichten möchte. Das brachte denn die Gesellen aus dem Häuschen. Als „eine Schmach für die Gesellen“ sollte es „entschieden“ zurückgewiesen werden, daß man sie verpflichten wollte, sich einer ärztlichen Controle zu unterwerfen. Wenn der Gewerbe- und Fabrikbetrieb aller nur irgend erdenklichen Aufsicht durch Staatsbeamte unterworfen wird, damit die Vorschriften zum Schutz der Gesundheit und des Lebens der „Genossen“ selbst aufs Strengste innegehalten werden, à la bonheur! Aber den „Genossen“ eine ärztliche Aufsicht von Staats wegen zumuthen, daß auch das Publicum seinen gesundheitlichen Schutz nicht entbehre, — ja Bauer, das ist ganz etwas Anderes! Hier hört das Staatsaufsichtsrecht auf und fängt für den unentwegten Verfechter von Freiheit und Gleichheit die „Schmach“ an — wenn nicht im praktischen England, wo solche Schmach seit dem Mai 1895 gesetzlich eingeführt ist, ohne daß der englische Geselle darüber murrte, so doch im idealen Deutschland. Und nun mit einem Male entdeckten die „Genossen“ auch, daß in den Darlegungen Bebel's zwischen den Zeilen so mancher bittere Vorwurf zu finden sei, der sich gegen die werthen „Genossen“ selbst, nicht nur gegen die Meister richtete. Das mußte denn vertuscht werden. Wie kann einen „Genossen“ überhaupt ein Vorwurf treffen, selbst wenn er nicht gerade ein Muster von Reinlichkeit ist! Auf jeden Fall hat dann doch der Meister die Schuld zu tragen — und richtig brachten es die Genossen in der Versammlung am Mittwoch Abend zu Wege, für Alles, was Bebel vorgebracht, einzig und allein die Meister verantwortlich zu machen. Der eine Redner wußte zu erzählen, daß zu wenig Waschwasser und Waschgefäße bereit gehalten würden; der andere klagte über den Mangel an reinen trockenen Handtüchern, der dritte über den Mangel an reiner, frischer Bettwäsche — kurzum, die Meister trifft die Schuld, und der Gedanke, daß ein Geselle mit ansteckendem Krankheitsstoff die Arbeitsstelle betritt, ist ein unerhörter, gegen den gar nicht entrüstet genug protestirt werden kann. So wird denn einstimmig beschlossen, daß mit der ärztlichen Controle „die von Bebel gerügten Mißstände in keiner Weise abgestellt werden, sondern nur das Publicum über die wahren Thatsachen hinweggetäuscht werden soll“. Dann kann man mit dreimaligem Hoch auf die Socialdemokratie nach Hause gehen. In der That, dieses Gebahren ist beachtenswerth, und wir zweifeln keinen Augenblick, daß Bebel dazu still hält, weil er den Genossen nicht sagen — darf, wie er sie im Zukunftsstaat einer dreimal schärferen gesundheitsärztlichen Controle unterwerfen würde. „Denn wüßten sie's, was würde draus entstehn!“

In welcher Weise die **Tschechen** zu tschechisiren wissen, welche großen Mittel sie zum Angriffe verwenden, das geht aus dem Bericht des tschechischen Schulvereins in Wien hervor, eines Vereins, der dem deutschen Schulverein nachgebildet ist, der aber nicht zur Vertheidigung der Sprache und Sitte, wie der deutsche, gegründet wurde, sondern der, in jeder Beziehung aggressiv, dem Tschechenthum weitere Gegenden erwerben soll. Die Resultate sind denn leider auch recht ansehnliche. Der tschechische Schulverein, der sich in etwa 200 Ortsgruppen gliedert, hat bis jetzt im Ganzen 2 Obergymnasien, 60 Volksschulen, 49 Kleinkinderbewahranstalten und Kindergärten, zusammen also 111 Anstalten in 73 theils rein deutschen, theils überwiegend deutschen Orten Böhmens, Mährens und Schlesiens errichtet. Von den beiden Gymnasien wurde eins in die staatliche Verwaltung übernommen, von den 60 Volksschulen wurden 16 — Dank dem Entgegenkommen der Regierung — den deutschen Gemeinden aufgedrängt und 2 aufgelassen, da sie nur ganz wenige Schüler zählten. Von den 49 Kindergärten gingen 7 in die Verwaltung anderer Vereine über, 1 ging wegen zu schwachen Besuchs ein. Im 16. Jahre seiner Wirksamkeit hatte der tschechische Schulverein demnach 1 Obergymnasium, 42 Volksschulen mit 109 Classen und 41 Kindergärten mit 54 Abtheilungen zu unterhalten. Dieses Resultat wäre nicht möglich gewesen, wenn nicht der reiche böhmische Adel mit den kerndeutschen Namen, die tschechische Geistlichkeit und die tschechischen Geldinstitute den Verein alljährlich mit bedeutenden Summen unterstützt hätten. Während der deutsche Schulverein ein Schutzverein ist, der das zu erhalten trachtet, was seit alter Zeit deutsch ist, geht der tschechische Schulverein auf Eroberungen im deutschen Sprachgebiet aus und sucht sprachlich gemischte Orte an der Sprachgrenze und in den Sprachinseln rein tschechisch zu machen, rein deutsche Orte aber mit tschechischen Elementen zu durchsetzen. Unterstützt wird der Verein durch die tschechische Geistlichkeit, die jetzt schon mehr als die Hälfte aller deutschen Pfarreien in Böhmen, Mähren und Schlesien in ihre Gewalt bekommen hat. Es ist wahrlich mehr nöthiger denn je, daß sich die Deutschen eng zusammenschließen und dem tschechischen Ansturm wehren.

Die seit dem Thronbesteigungsfeste herrschende Ruhe in **Konstantinopel** hat einen unheimlichen Charakter. Neben den Versicherungen der türkischen Regierung, daß die Ordnung wieder hergestellt sei, sind auch die Ankündigungen des armenischen Revolutions-Comités bekannt geworden, worin erklärt wird, daß die Armenier nicht eher ruhen, als bis die verheißenen Reformen ins Werk gesetzt werden. Daß diese Drohungen ernst zu nehmen sind, beweist die Meldung, daß in Galata abermals von Armeniern Bomben auf die türkischen Truppen geworfen worden. Unter diesen Umständen wird die Frage mit jeder Stunde dringender, welche Schritte von den Großmächten in Aussicht genommen sind, um eine Katastrophe zu verhüten. Einig sind die Mächte augenscheinlich darüber, daß zunächst die Entsendung der zweiten Stationsschiffe nach Konstantinopel nöthig sei. Hierfür wird, wie wir schon gestern erwähnten, von den einzelnen Mächten die Zustimmung des Sultans, die eingeholt werden muß, nachgesucht werden, und man darf annehmen, daß, wenn sämmtliche Mächte dieses Ansuchen stellen, der Sultan demselben auch Folge geben werde; denn eine Ablehnung würde die Ausführung dieser Absicht umsoweniger aufhalten, als ja nicht daran zu denken ist, daß von türkischer Seite zu einem thatsächlichen Aufhalten ihres Einlaufens geschritten werden könnte, und zwar um so weniger, als, wie berichtet wird, auch Rußland das zweite Stationsschiff nach Konstantinopel zu entsenden beabsichtigt, worin sich die Verschiedenheit der gegenwärtigen Haltung Rußlands von der, die es im vorigen Jahre beobachtet hatte, ausdrückt. Daß die Pforte in ihrer Antwort auf die Collectivnote der Botschafter es mit einer Beschönigung und Rechtfertigung des Vorgehens der türkischen Organe versuchte, verräth wohl die Absicht, die Lage so darzustellen, als wäre kein Grund für die Entsendung der zweiten Stationsschiffe vorhanden. Das sofortige Hervortreten der Botschafter in ihrer Rückantwort mit den Belegen für die Berechtigung der gegen die türkischen Organe erhobenen Anschuldigungen wird indeß die Pforte wohl darüber belehrt haben, daß die Botschafter über den

---

Feuilleton.

Sühne.

21] Roman von E. Halden.

Nachdruck verboten.

Die Verhältnisse Stadler's hatten sich so zerrüttet erwiesen, daß Hohenwalde verkauft werden sollte, um die Ansprüche der Gläubiger zu decken, und der Freiherr dachte nun daran, das schöne Gut, von dem er sich so schwer getrennt hatte, von Neuem zu erwerben. Seine Finanzen hatten durch die maßlosen Anforderungen, welche der Verstorbene an ihn gestellt hatte, sehr gelitten, aber nun würden sie sich unter geordneter und sparsamer Verwaltung wieder erholen, und sein Credit war ungeschmälert und ermöglichte ihm Das, wozu seine Mittel zur Zeit nicht ausreichten. In verwickelte Berechnungen vertieft, saß er vor seinem Schreibtisch; vielerlei Pläne gingen durch seinen Kopf. Die Zukunft gehörte ihm nun wieder, und er wollte sie nutzen, er wollte wirken und schaffen unermüdlich und klug, nicht für sich selbst, sondern für seine Mitmenschen. Ihnen sollte sein ganzes Leben gewidmet sein, als ihr Verwalter wollte er über seine reichen Mittel verfügen, und was ein Mann thun konnte, um durch tausend gute Thaten die eine Frevelthat, die er in schlimmer Stunde begangen hatte, abzubüßen, das sollte von ihm geschehen. Mit einem tiefen, erleichternden Athemzuge stand er von seinem Sitz auf, richtete sich hoch auf und blickte sich in dem alterthümlichen Gemache um. Jetzt war es wieder sein eigen, er war der Herr des Schlosses, der Erbe des Namens, er brauchte sein Auge nicht niederzuschlagen, weil es dem zu begegnen fürchten mußte, der ihm die Maske abreißen und ihm in jeder Minute Alles rauben konnte, was er so schwer errungen hatte. Ja, er wollte sich seines Besitzes würdig machen, Keiner sollte es edler verwenden, und seinem Sohn wollte er dereinst das reiche Erbe hinterlassen, gefeit und entsühnt durch die Segnungen von Tausenden. Wie liebte, wie verehrte er Melanie, deren ganze Seelengröße sich ihm im tiefsten Unglück enthüllt! Gott sei Dank, er hatte ihre Liebe nicht verloren, aber sie sollte auch wieder mit Stolz auf ihn blicken können, in dem Wohlthäter der Menschheit sollte sie das Verbrechen an dem Einen vergessen lernen! Dann würde sie das gestörte Gleichgewicht ihrer Seele wiedererlangen, sie würde genesen an Leib und Seele, und in neuer Schönheit und Holdseligkeit würde sein Weib neben ihm stehen, die Gefährtin seines Strebens, die Spenderin alles Guten, das sie vollbringen wollten.

Aber um das Ziel zu erreichen, bedurfte es der Arbeit; Tag und Nacht mußte er thätig sein, und so kehrte er an seinen Schreibtisch zurück und begann seine Berechnungen und Ueberlegungen aufs Neue. Nur wenn er selbst auf festem Boden stand, in klarer Erkenntniß seines Könnens, vermochte er das Große zu wirken, das er sich vorgesetzt hatte, und so rechnete er seine Einnahmen zusammen, überschlug die Ausgaben und dachte über die Kosten nach, welche die geplanten großartigen Unternehmungen erfordern würden. Mitternacht war längst vorbei, und noch immer öffnete er die Actenbündel, welche er den Schubfächern seines Arbeitstisches entnahm und studirte eifrig darin. Da fiel ihm ein Bündel Papiere in die Hände, das ganz unten in dem Fache lag, in welchem er seine wichtigsten Familiendocumente bewahrte. Das Wappen der Wildburgs leuchtete ihm aus den großen rothen Siegeln, die noch unberührt waren, entgegen, die Aufschrift des Packets war von der Hand seines Vaters, an ihn gerichtet und trug den Vermerk: „Erst nach meinem Tode zu eröffnen.“

Plötzlich tauchte lange Vergessenes in seiner Erinnerung auf, wie es ihm der Vater vor Jahren übergeben hatte, damals, ehe — er mochte nicht weiter denken. Damals war der Geist des Kranken schon oft so getrübt gewesen, daß er, der Sohn, in diesen Aufzeichnungen kaum etwas Anderes zu finden erwartete, als die Ausgeburten einer gestörten Einbildungskraft; er hatte ihnen wenig Werth beigelegt, sie über dem dann eintretenden erschütternden Ereignissen völlig vergessen und sein Auge war nie wieder auf sie gefallen. Nun drängten sich diese Papiere plötzlich in sein Leben, ein seltsamer Schrecken ergriff ihn, und er brach mit vor Erregung bebender Hand die Siegel, welche den Inhalt bisher verschlossen hatten.

Einige Blätter, welche die Handschrift seines Vaters zeigten, flatterten ihm entgegen, dann folgten zusammengefaltete große Bogen von starkem Papier, mit Unterschriften und Stempeln versehene Documente. Er schlug sie auseinander, sein Blick überflog sie in zitternder, gieriger Hast — kein Zweifel, es waren die Zeugnisse, welche sich auf die Trauung des Majoratserben Karl von Wildburg mit Annunziata Ferrari bezogen! Nichts fehlte, die Ehe war in giltigster Form nach allen Vorschriften des Gesetzes geschlossen worden.

Nach vermochte der Freiherr nicht alle Consequenzen seines Fundes zu erwägen, er griff hastig nach den Aufzeichnungen seines Vaters und versenkte sich in die Bekenntnisse, die sie enthielten. Der kalte Schweiß trat ihm auf die Stirn, es flimmerte ihm vor den Augen und die Buchstaben tanzten wie rachgierige Kobolde vor ihm auf und ab, ihm bald furchtbare Wahrheit enthüllend, bald wieder in unlöslicher Verwirrung ihre Geheimnisse verbergend. Das war also der Schlüssel zu dem Leben seines Vaters! Auch ihn hatte die Schuld niedergedrückt! Auch er hatte durch eine Frevelthat das Erbe erringen wollen, auch er hatte nur den Fluch der Sünde geerntet! Aber er war noch nicht zu Ende; er hatte erst die Unterschlagung der Documente gelesen, die Niederschrift ging noch weiter, und sich gewaltsam ermannend, zwang sich der Freiherr zur Fortsetzung seiner Lectüre.

Ein Sohn war aus jener Ehe geboren, der wahre Erbe von Wildburg; aus einer kleinen schlesischen Stadt erließen die Behörden einen Aufruf, der die Auffindung des verschwundenen Vaters bezweckte; ein Zweifel, daß es sich um das Kind Karl's von Wildburg handelte, konnte nicht entstehen.

Es gab also einen rechtmäßigen Erben, und er, der jetzige Inhaber des Majorats, er war ein Betrüger! Das, was er durch Mord gewonnen hatte, behauptete er durch Betrug! Was kam es in Betracht, daß sein Vater nichts Weiteres von diesem Kinde wußte, daß dessen Schicksal ihm verborgen geblieben! Er las diese Bekenntnisse wieder und wieder, die von Reue und Gewissensvorwürfen sprachen und dann wieder von Bitterkeit und Haß überflossen. Umsonst hatte der Hauptmann dem Todten sein Wort gebrochen, umsonst hatte er ein hilfloses Kind, das ihm ein sterbender Vater ans Herz gelegt, seiner Erbschaft und Rechte beraubt, ein ungeahntes Geschick hatte ihm den Preis seines Frevels entrissen, und da hatte er diese Documente seinem Sohne hinterlassen, vielleicht in der Hoffnung, durch ihn der Wahrheit zum Siege verhelfen zu sehen, wohl noch mehr in der Absicht, ihm eine furchtbare Waffe gegen Erwin in die Hand zu geben, der damals als der Erbe von Wildburg den Sohn seines älteren Bruders, wenn auch unwissentlich, aus seinen Rechten verdrängte.

Lange saß der Freiherr und sann über die unselige Verkettung der Verhältnisse nach. Dann stieg die Frage in ihm auf, wo und wie dieser Erbe zu finden sein möchte, und auf einmal stand es in flammender Klarheit vor seiner Seele, daß er den wahren Erben kannte, daß es kein anderer sein konnte, als jener Doctor Blanden, dessen Ansprüche er so verächtlich zurückgewiesen hatte!

Was blieb ihm nun zu thun? Sollte er ihm die Documente ausliefern und damit auf Alles verzichten, was durch so schwere Verbrechen errungen war? Sollte er herabsteigen von der Höhe, für die er geboren, sollte er arm und schmachbedeckt von eigener und ererbter Schuld zu Boden geschmettert, ein gebrochenes, elendes Dasein hinschleppen, aus dem es nur eine Erlösung durch den Tod gab? Wo blieben dann alle seine großen Pläne? Wie konnte er dann all die edlen und großen Ideen ausführen, die den unrechtmäßigen Besitz entsühnen sollten? Und würde er allein büßen? Würden nicht die ihm theuersten Wesen unrettbar in den Strudel hineingezogen, der ihn verderbenbringend verschlang? Was hatte Melanie gelitten, wie lag sie noch darnieder an Körper und Geist, wie war erst jetzt ein Hauch von Ruhe und Frieden in ihr erschüttertes Gemüth zurückgekehrt, und er sollte sie neuen Kämpfen aussetzen? Sie, die zarte, verwöhnte, von Luxus und Reichthum umgebene Frau, sollte er Armuth und Entbehrungen, Schmach und Demüthigungen aussetzen, die sie, so heldenhaft sie auch war, nicht zu ertragen vermochte? Und seine Kinder, seinen Sohn, den er so zärtlich liebte, auf den er so stolze Hoffnungen setzte, sie sollten nur die Erben seiner Schande werden, sie sollten erröthend den Namen ihres Vaters als ein Brandmal tragen? Woran waren denn sie Beide, sein Vater und er, gescheitert? An ihrer Armuth und Niedrigkeit, die die Versuchungen, denen sie erlagen, in sich trugen. War es da nicht seine Pflicht, seinen Sohn vor gleichem Loose zu bewahren, selbst wenn er neue Schuld auf sich laden, oder vielmehr eine alte nicht tilgen sollte?

Nein, er lag fest in den Banden des Verhängnisses, er mußte weiter, für ihn gab es kein Zurück, nur ein Vorwärts, und mit starkem Mannesmuth mußte er die neue Bürde auf sich nehmen, die sein Gewissen belasten würde. Aber was er thun konnte, um das große Unrecht zu mildern, das sollt geschehen! Zeigte ihm ein günstiges Geschick nicht selbst den Weg und gab es ihm nicht dadurch den Fingerzeig, daß der Frevel zu sühnen, der Fluch der Sünde, den er so oft schaudernd gefürchtet hatte, abzuwenden war? Erna liebte diesen Blanden; er wollte die Schwester zu gleicher Zeit glücklich machen, wie er ihn zu seinem Bruder, zum Gliede seiner Familie erhob. Den Namen, der ihm zukam, konnte er ihm nicht zugestehen, aber nichtsdestoweniger würde er zur Familie der Wildburg's gehören, und seine redlichen An-

SLUB
Wir führen Wissen.